

Liberalismus interessant. So schreibt Emma einmal: „Der Berliner Liberalismus ist nur eine Livree, als bunter Plunder den Bedientenseelen übergehängt.“ In Königsberg steht es allerdings besser, wirkten ja in dieser liberalen Hochburg Männer wie Jacoby, Schön, Walešrode; immerhin vermißt Herwegh auch hier einen „idealen Anflug“. Und schließlich sorgte noch der Züricher Regierungsrat dafür, ihn auch über den Wert des bürgerlichen Republikanismus aufzuklären, indem er den Dichter ohne triftigen Grund auswies. Kein Wunder, daß er nach diesen und späteren Erfahrungen, so sehr er an seiner deutschen Heimat hing, nie ohne ein Gefühl von Bitterkeit ihrer gedenken konnte, kein Wunder, daß ihm, dem der Boden, auf dem er hätte wirken können, entzogen war, die dichterische Schaffenskraft gelähmt wurde. Kein Wunder aber auch, daß es ihm immer deutlicher wurde, daß die wahren Kämpfer für die Freiheit nicht in den bürgerlichen Kreisen, sondern in den Reihen der Proletarier zu suchen seien. „Mit der liberalen Bourgeoisie“, schreibt er am 28. November 1842, „werden wir nie siegen, wir müssen die Sympathie der Massen suchen.“ Und auf diesem Wege ist er mit dem armen Jakob und der kranken Liese. „Das sind Klänge“, schreibt Emma, „die bis ins Mark des Volkes dringen, daß ich in stände sein möchte, zu solchen Liedern Dich zu begeistern!“

Natürlich enthält der Briefwechsel noch manche wertvolle Nachricht über Herweghs literarische Tätigkeit, auf die hier einzugehen wir uns versagen müssen. Nur auf eine auffallende Tatsache sei hingewiesen. Die Broschüre „Georg Herwegh und die literarische Zeitung“ ist nach Emma Herweghs Zeugnis und dem Stil, der die Klauen des Löwen verrät, Herwegh selbst zuzuschreiben, obwohl die Vorrede das Datum: „Berlin, den 1. Februar 1843“ trägt. Dennoch ist sie in den Briefen, die bis zum 22. Februar reichen, nirgends erwähnt. Sollte sich in Herweghs Nachlaß keine Aufklärung finden?

—g—

Ernest Untermann, *Science and Revolution*. Chicago 1905, Charles S. Kerr & Co. 195 S.

Dieses Buch will den amerikanischen Lesern in großen Zügen einen Überblick über die Entwicklung der philosophischen und wissenschaftlichen Ansichten der Menschen in Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwicklung vorführen. Die Großartigkeit einer solchen Aufgabe, zu der für fast jede Epoche die notwendigen Vorarbeiten fehlen, zu deren Bewältigung dazu ungeheure Einzelkenntnisse und ein genialer Scharfblick im Erfassen der Zusammenhänge nötig wären, schließt schon aus, daß sie heute bereits eine befriedigende Lösung findet. Es wäre daher ungerecht, wollte man dem Verfasser die bedeutenden Mängel und Unvollkommenheiten, die dem Werke anhaften, zum Vorwurf machen; wenn man vor der Wahl steht, entweder nichts oder eine Übersicht von dem zu bieten, was wir jetzt schon wissen und erkennen, so unvollständig es sei, so ist das zweite nicht immer zu verwerfen. Irrtümer in den Tatsachen, zum Beispiel daß Fichte, Schelling und Schopenhauer die klassische deutsche (philosophische) Schule nach Hegel bilden (S. 102), oder daß im Weltssystem des Ptolemäus (der nicht, wie der Autor glaubt, in der Zeit nach Alexander, sondern unter dem römischen Kaiser Antoninus, also im zweiten Jahrhundert n. Chr. lebte) die Erde als flache Scheibe angenommen wurde (S. 18), sind schon weniger verzeihlich. Auch dem Urteil, daß jeder Marxist zugleich Anhänger von Darwin und Spencer ist — Spencer hat die Entwicklungslehre zu einer reinen Bourgeoisphilosophie verwendet —, wird man nicht beipflichten können.

Der Hauptvorwurf, der dem Verfasser zu machen ist, besteht in seiner subjektiven, unhistorischen Beurteilungsmethode; dadurch kommt er zu dem gleichen Fehler wie ähnliche Schriften aus der bürgerlichen Aufklärungsperiode, die auch die Geschichte als Entwicklung der Wissenschaft und der Weltanschauung darstellen wollten. Indem Demokratie und materialistische wissenschaftliche Weltanschauung als jetzt schon erreichte oder bald zu erreichende Vortrefflichkeiten gelten, wird überall an die geschichtlichen Ansichten und Institutionen das Maß der jetzigen Normen an-

gelegt, und sie werden gepriesen oder verdonnert, je nachdem sie materialistisch und demokratisch oder ideologisch und aristokratisch waren. Daß damit die Beurteilung oft äußerst schief wird, ist leicht zu verstehen. Die Geschichte ist nur als Entwicklung des Produktionsprozesses zu begreifen, wozu die Wissenschaft nur eines der Hilfsmittel und wovon die Weltanschauung nur eine der Folgen ist. Was vom ideologischen Standpunkt, der nur einen Kampf zwischen Licht und Finsternis oder zwischen Materialismus und Ideologie sieht, als ein Rückschritt erscheint, kann gesellschaftlich oft ein Fortschritt sein. Bei verschiedenen Klassenverhältnissen haben die politischen Formen der Demokratie oder der Aristokratie eine ganz verschiedene Bedeutung, so daß das kritiklose Übertragen unserer Sympathie durch bloße Namensgleichheit unerlaubt wird. Auch gehört sie nicht in eine Darstellung, die historisch-materialistisch sein will. Ohne Sympathie oder Antipathie für bestimmte Formen muß diese die Notwendigkeit und Vernünftigkeit der jeweiligen Ansichten und Institutionen begreifen und verstehen aus den jeweiligen ökonomischen Verhältnissen. Wenn von dem ursprünglichen Christentum gesagt wird: „Wenn eine proletarische Bewegung versuchte, den reaktionären Donner übernatürlicher Philosophien oder Religionen zu stehlen, wie es die erste christliche Bewegung getan zu haben scheint, so zerfiel sie um so rascher unter den Schlägen der Reaktion“ (S. 25), und nachher: „Das christliche Proletariat hatte mit dem Feuer gespielt und verbrannte sich jetzt“ (S. 36), so zeugt dies nicht gerade von wissenschaftlicher Auffassung historischer Ereignisse. Völlig unzulässig ist auch die Vorstellung, als sei das ptolemäische Weltsystem ein Rückschritt gegen die phantastischen Spekulationen der früheren Philosophen; in Wirklichkeit bildet es als eine auf Empirie aufgebaute Theorie einen bedeutenden Fortschritt; nur als grundlose Phantasie wäre damals ein modernes Weltsystem möglich gewesen, dessen Fehlen der Verfasser beim Ptolemäus bedauert und durch historische Umstände entschuldigen zu müssen glaubt.

Diese Beispiele mögen die Mängel des Werkes einigermaßen veranschaulichen. Es wird manchem Leser eine Fülle von Tatsachen und bedeutende Anregungen bieten, aber als gediegene populärwissenschaftliche Arbeit, welche die sozialistische Literatur wesentlich bereichert, kann es nicht gelten. Ant. Pannekoek.

Werner Sombart, Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus? Tübingen 1906, J. C. B. Mohr. 142 S.

Im 21. Bande des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ veröffentlicht Werner Sombart eine Studie über die amerikanische Arbeiterbewegung. Einen Sonderabzug derselben bietet das vorliegende Buch, dessen Besprechung wir uns ersparen können, da wir bereits die Artikel des „Archivs“ ausführlich in unserer Artikelserie über den amerikanischen Arbeiter, „Neue Zeit“, XXIV, 1, behandelt haben.

Die Studie wie das Buch schließen mit der Verheißung, daß die Bedingungen des Sozialismus in den Vereinigten Staaten rasch heranwachsen und dieser im nächsten Menschenalter dort „zu vollster Blüte gelangen wird“.

Aber hier wie dort und wie überall drückt Sombart sich um die Kernfrage herum, ob er von dieser Blüte auch Früchte erwartet, mit anderen Worten, ob er es für wahrscheinlich oder doch möglich hält, daß der Sozialismus zum Siege gelangt. Das ist die Frage, die heute alle Welt bewegt und zu der jeder Mann von Charakter und Einsicht Stellung nehmen muß. Sombart verweigert darauf hartnäckig die Antwort. Wir pfeifen aber auf eine Wissenschaft, die, anstatt ihre Träger besser zu befähigen, in den Kämpfen dieser Welt den richtigen Platz zu finden und ihren Mann zu stellen, ihnen nur alle Kraft und Entschiedenheit nimmt und sie unentschlossen hin und her schwanken läßt zwischen den Mächten, die um die Zukunft kämpfen: den „königlichen Kaufleuten“ und den Proletariern. Unser vorsichtiger Professor will sich's mit keinem verderben und macht beiden Aussicht auf den Siegeslorbeer.

K. K.